

Die Bull's ersten Erfolg.

Von Edgar Erda.

Die Bull, der gottbegnadete Geiger, war, nachdem er fünf Jahre lang in der Welt herumgestreift, nach Florenz gekommen, wo er, angepörrt von einem kleinen Erfolg, den er vor kurzer Zeit in Paris gehabt hatte, beschloß, ein Konzert zu veranstalten. Aber seinem Willen setzte sich die Gleichgültigkeit der Florentiner entgegen, die sich gar nicht vorstellen konnten, daß ein Norweger die Kunst ausüben insofern sei, die ihrer Meinung nach, nur einem Südländer eigen sein konnte. Es war ihnen ganz undenkbar, daß in dem Lande, wo sie meinten, die Esbären als Hausthiere gehalten werden, ein zweiter Paganini entstehen könne.

So war es denn dem jungen Künstler trotz aller Anstrengungen nicht möglich gewesen, das Konzert zu veranstalten. Seine Crapanisse, die er sich von Paris mitgebracht hatte, waren ausgezehrt, er hatte bereits verschiedene Garberobstücke zu Geld machen müssen, als ihn eines Tages ein Engländer, der in der ersten Etage des Hotels logirte, in dem Die Bull ein Dauchammergen inne hatte, spielen hörte.

Das geniale Spiel gefiel dem Engländer so sehr, daß er den Künstler zu sich rufen ließ, um nicht etwa wegen seines Spieles mit ihm zu sprechen, sondern um ihn nach dem Preise seiner Geige zu fragen.

Doch Die Bull wollte sein Instrument nicht verkaufen. Allerdings war diese Geige durchaus kein seltenes Instrument; nicht einmal von der Gattung derjenigen, die man ihm während seines Aufenthaltes in Paris geliehen hatte. Aber dennoch sträubte er sich, sein jetziges Instrument zu veräußern, da er ja unbedingt sofort ein anderes hätte wieder haben müssen, wofür die Summe, die er von dem Engländer erhalten hätte, daraufgegangen wäre. Denn mehr zu verlangen, als die Geige werth war, hätte er bei seiner Ehrlichkeit nicht fertig gebracht; obgleich der Engländer eine hohe Summe zu zahlen bereit gewesen war, da er glaubte, daß die wunderbaren Töne, die er gehört, nicht die Folge des seltenen Spieles des jungen Künstlers, sondern der vermutlich ausgezeichneten Violine seien.

So fiel der Künstler denn wieder um eine Hoffnung ärmer, nach seiner Behausung hinauf, wo er sein frugales Abendbrod, bestehend aus einem Stück trockenen Brotes und einem Glas Wasser zu sich nahm. Dann ergriff er seine Geige und im Zimmer auf und abgehend, klimperte er darauf herum, bis er sie plötzlich mit einem energischen Griff erfaßte und sie, als sei er vom Wüthewillen erfaßt, in den Geigenkasten verschloß. Hierauf warf er sich auf das Bett und starrte brütend in das dunkle Zimmer hinein, welches er, um zu sparen, nicht erhellt hatte. Es waren erste Gedanken, denen er sich hingab; aber die Ungeduld forderte ihr Recht und bald war er in einen tiefen Schlaf verfallen, von dem er erst erwachte, als die Sonne bereits in sein Fenster schien.

Er war eben erwacht, als es plötzlich an seine Thüre klopfte, und auf sein Herein der Hausknecht des Hotels ins Zimmer trat, der ihm die Mittheilung brachte, daß soeben ein Ehepaar angekommen sei, welches heute noch in der Stadt ein Konzert geben werde.

„Goll ich Ihnen ein Billet zu dem Konzert besorgen?“ fragte der Hausknecht.

„Ach, danke,“ erwiderte Die Bull, „meine Mittel erlauben mir solchen Luxus nicht.“

„Nun, wenn Sie kein Geld dafür ausgeben wollen, dann kann ich Ihnen auch einen Platz verschaffen, von dem Sie das Konzert gratis hören können.“

„So? Wie wollen Sie das denn ausführen?“

„Ganz einfach; ich nehme Sie mit in die Aufwachtammer, und wo Sie nicht allein alles hören, sondern auch den ganzen Saal übersehen können.“

„Nein, es ist besser, ich gehe nicht auf Ihren Vorschlag ein. Ich nehme nicht gern etwas umsonst.“

„Aber das sollen Sie ja auch gar nicht. Sie können sich ja nützlich machen.“

„So? Wie denn?“

„Nehmen Sie mir beim Auspülen des Geschirres beifällig fund.“

„Ueber Die Bull's Gesicht huschte ein Fächeln. Eigenthümlich: Es bestand doch ein großer Unterschied zwischen dem, was er von sich hielt und was die Leute von ihm hielten. Er hielt sich für einen Künstler und dieser junge Hausknecht, der ohne alle Frage freundschaftliche Gefühle für ihn hatte, glaubte ihm die Thätigkeit eines Spüljungen anbieten zu dürfen.“

Mit einem fremdbildigen Lächeln entließ er seinen Gönner. Dann nahm er seine Geige zur Hand, um, anstatt das erste Frühstück einzunehmen, seinen Hunger mit Melodien zu stillen.

Es war eine wundervolle Musik, die jetzt durch den engen Raum klang. Bald waren es klagende, hinsterbende Töne, bald wieder jauchende, himmelstürmende Accorde, die klangen, als kämen sie aus einer andern Welt.

Unvorsichtiger hatte sich in den unteren Räumen des Hotels das Künstler-Ehepaar, von dem oben die Rede war, installiert. Es war die berühmte Sängerin Maria Malibran und ihr Gatte Veriot.

Schon Wochen vorher hatte man sich in den kunstverständigen Kreisen von Florenz darauf vorbereitet, die beiden Künstler würdig zu empfangen, und nur weniger Tage hatte es bedurft, um sämtliche Eintrittskarten zu dem Konzert in feste Hände zu bringen.

Die Malibran werde singen! Das genügte, um ganz Florenz in Aufregung zu versetzen. Nun kam noch hinzu, daß Veriot, dieser große Geigenkünstler, sich hören lassen wollte. Genug, um einen wahren Kassensturm zu veranlassen.

Nachdem das Ehepaar, um dessentwillen eine solche Aufregung herbeiführte, sich einige Stunden der Ruhe hingegeben hatte, ließ Veriot seinen Impresario kommen, um sich bei diesem nach dem Stande der Konzertarrangements zu erkundigen. Die beste Auskunft wurde ihm zuteil, und nachdem er der Malibran hiervon Mittheilung gemacht hatte, beschloß das Ehepaar, einen Ausflug in die entzückende Umgegend der Stadt zu unternehmen.

Sie waren aber noch nicht weit gefahren, als Veriot über ein Unwohlsein zu klagen anfing, welches immer stärker wurde, so daß sie umkehren mußten. Im Hotel angelangt, suchte sich der Künstler für angegriffen, daß er zu einem Arzte schicken mußte, der ihm dann erklärte, daß er unter keiner Bedingung am Abend auftreten dürfe, da er sich durch eine Frage ein Nervenleiden zuziehen würde, während er bei ruhigem Verhalten der Krankheit vorbeugen könne.

Jetzt war guter Rath thener. Veriot wollte sich der Anordnung des Arztes nicht fügen, während die Malibran unter keiner Bedingung zugucken wollte, daß er im Konzert mitwirde.

Aber allen Vorstellungen seiner Gattin widerstand die bestimmte Erklärung entgegen, daß er unter allen Umständen spielen werde.

Die Malibran versuchte alles Mögliche, ihren Gatten von seinem Entschlusse abzubringen; aber vergebens.

„Wenn wir einen Erfolg schaffen können,“ bemerkte Veriot, „dann bin ich gern bereit, deinem Wunsche nachzukommen. Aber, da das bis heute Abend wohl nicht gut möglich sein wird, so muß ich, so leid es mir deinetwegen auch thut, darauf bestehen, im Konzerte mitzuwirken.“

„Und bedenkt du denn gar nicht, was es heißt, wenn du dich krank machst?“

„Das wird wohl nicht so schlimm werden, liebes Kind.“

Die festesten und härtesten Körper der Erde. In Wien fanden vor einigen Tagen hochinteressante Experimente mit den technisch festesten und härtesten Materialien statt, die überhaupt bis jetzt bekannt sind. Wegen der Schwierigkeit, solche Experimente zuverlässig und gefahrlos auszuführen, zum Theil auch deshalb, weil bisher selten unmittelbares Bedürfnis zur Untersuchung solcher Materialien vorlag, sind derartige Experimente bis heute noch nicht ausgeführt worden. In mancher Beziehung sind die hierbei zu Tage getretenen Ergebnisse auch für jeden gebildeten Mann interessant. Es handelte sich um die Bestimmung des Widerstandes gegen Zerkünderung eines eisernen Stabes, andererseits des härtesten Gesteines. Bekanntlich gilt von zwei Stoffen derjenige als härter, welcher eine glatte Fläche des anderen sichtbar einritzet, während umgekehrt der weichere mit seinen Krühen nicht imstande ist, eine glatte des ersteren zu ritzen. Stienach hat man zehn Härtesten gebildet, deren letzte durch den Diamanten, deren vorletzte durch den Korund (in pulverförmiger Form unter Schließungsmittel) gebildet wird. Es waren nun kleine Würfel von 1 cm Kantenlänge aus Korund und ebenso aus gehärtetem Gußstahl bis zur Zerkünderung zu bestanden. Die Härte der Stahlwürfel lag nur zwischen 6 und 7, es konnte also der Stahl leicht mit dem Korund geritzt werden, oder nicht umgekehrt. Der Korund zerbrach bei 6000 kg Belastung. Hier sei erwähnt, daß die höchste bis jetzt experimentell festgestellte Festigkeit von Gesteinen zwischen 30 und 4000 kg liegt; dies gilt für Granit und Marmor. Jener Stahl wurde jedoch erst bei mehr als 48,000 kg zertrübt, und es war interessant, in welcher Weise diese Zerkünderung vor sich ging. Unter tonnenförmiger Explosion zerfiel der ganze Würfel, indem wie ein Feuerregen Laubende von oben nach unten geschleudert splitter waren wie Geschosse in die Druckflächen der Maschine gedrungen und konnten nicht leicht einrasten werden. Man den getroffenen Schuppscherben, war den experimentierenden Ingenieuren nichts geblieben, obwohl die Splitter doch theilweise die Schuppsche durchdringt hatten. Die oben genannte Tragkraft von 48,000 kg des centimetergroßen Stahlwürfels dürfte wohl die höchste, bis jetzt beobachtete Materialfestigkeit sein. Man stelle sich dies amüßend dadurch vor, daß man eine der schwersten Voltzugs-Lokomotiven sammt dem mit Wasser und Kohle beladenen Tender auf einem solchen kleinen Stahlwürfel balancieren könnte, ohne ihn zu zerdrücken. Von besonderem Interesse war der Umstand, daß der viel härtere Korund scheinbar weniger Belastung als der Stahl ertrug.

Eine neue Entdeckung. Die Entdeckung des Nordlichtes ist trotz aller aufgestellten Theorien bekanntlich noch nicht genügend erklärt; daß elektromagnetische Einwirkungen dabei im Spiele sind, ist aber außer Zweifel. Bemerkenswerth ist nun eine neue von Himmington in London gemachte Entdeckung, deren schärferen Resultate führen dürfte. Der englische Naturforscher glaubt nämlich, daß das Innere eines mächtig leuchtenden Gesteines Gefäßes zu leuchten anfängt, wenn man dasselbe zwischen die Pole eines elektrischen Wechselstromes bringt, ohne daß dabei irgend eine Veränderung stattgefunden braucht. Ferner wurde dasselbe Resultat dadurch erhalten, daß ein Gemisch rothender, leuchtender Flüssigkeit einfach eine Saurelösung oder Siedelastigkeits, die durch Reiben schwach elektrisch gemacht worden war, in die Nähe gebracht wurde. Diese einfachen und doch so überraschenden, wichtigsten Versuche möchten, wie gelangt, geeignet sein, zur Ergründung vieler meteorologischer, bis jetzt ungelöster Erscheinungen beitragen.

Etwas über Fliegenlassen. Das Vorkommen von Fliegenlarven im menschlichen Körper ist schon längst bekannt. In den Mittheilungen der belgischen entomologischen Gesellschaft ist jetzt ein interessanter Fall erwähnt. Die von dem belgischen erstenen Patienten ausgebrochenen Larven wurden an Dr. Hofmann in Regensburg gelandt, welcher eine detaillierte Beschreibung entwarf und die ganze Metamorphose durch die Nacht kennen lernte. Der Patient genoh viel Hamburger Käse, die Larven wurden bestreut mit dem Genuß des Käses in Zusammenhang gebracht, aber bei der Nacht berührten die Larven den Käse nicht, und diese wurden dann mit rober Weber gezogen. Im gleichen Journal ist die Ausgrabung einer seit Monate begraben gebliebenen Leiche erwähnt; Kopf, Haare und Bart derselben waren von Fliegenlarven besetzt, daß das Ganze einer gelichen Larve glich. Im Gange lebenden sich zugleich lebende Fliegen, die Dr. Wit als Phora alpiniana Meig. bestimmt. Im Gange eines anderen schon 41 Jahre begrabenen Leichnam befanden sich zwar keine lebenden Fliegen, aber der Kopf war so besetzt von Fliegenpuppen, daß er gleichsam ein Kissen darstellte. Diese Puppen gleichen denen von Pyralia cadaverina.

Ausgestorbene menschenähnliche Affen. Nachdem bereits im Jahre 1891 in altsilbischen Schichten bei Trinität am Jura ein Zahn und das Schädeldach eines ausgestorbenen menschenähnlichen Affen gefunden worden waren, der von Eugen

Dubois unter dem Namen Anthropithecus erectus beschrieben ist, hat man bei der Fortsetzung jener Ausgrabungen auch den linken Oberkieferknochen dieses Affen gefunden; nach eingehender Untersuchung erkannte man, daß das Stück denselben Individuum, wahrscheinlich einem ausgewachsenen Weibchen, angehört wie der Zahn und das Schädeldach. Eine Vergleichung dieser Reste mit den entsprechenden Skeletttheilen der heute lebenden menschenähnlichen Affen hat nun zu dem bemerkenswerthen Ergebnis geführt, daß der jähodontige Unterkieferknochen des Gorilla, den Schimpanse und den in nächster Nähe von Java, in Borneo lebenden Orang-Utang in jeder Hinsicht an Menschenähnlichkeit übertrifft. Er hatte bereits jene vollkommen aufgerichtete Haltung, die man bisher als ausschließliches Vorrecht des Menschen in Anspruch nahm. Man schließt dies besonders aus der Gestalt des 45 cm langen und sehr schlanken Oberkieferknochens, dessen Länge zur Dicke (in der Mitte des Knochens) sich wie beim normal gebauten erwachsenen Menschen wie 16,5 : 1 verhält und nur in Punkten von untergeordneter Bedeutung mit dem gleichen Knochen der erwähnten Affen übereinstimmt. Auch der amäßer berechnete Schädelinhalt übertrifft den des Schimpanse und Gorilla um ein bedeutendes und beträgt den 23. Theil des mittleren Rauminhaltes des Menschenschädels. Wenn man dabei an die Lage des untergegangenen Saedelknochens „Lemurien“ denkt, so ist die Möglichkeit vorhanden, daß man in diesen „Gegenden“ doch noch eines Tages jenes „Mittelglied“ findet, das Menschen und Affen verbindet. Inzwischen — praktisch wird sich ja dieser Beweis nie erbringen lassen!

Spiegel von Sparantheit. Durch kaumenswerthe Sparantheit zeichnete sich die Jura-Emplombahn aus. Von einer neuen Aenderung dieser ihrer Zugend erhielt man kürzlich ein einem Bierische in Bern Kunde: Die Lokomotivführer der Bahn müssen in Zukunft das Reifen durch die Finger besorgen, um — Dampf zu sparen!

Das erste Mittagessen. Mutter: „Nun, wie ist dir denn gestern das erste Mittagessen gefallen?“ — Tochter: „D... Gustav konnte nicht Morgens schon wieder ins Contor gehen!“

Der Knabe Max. Tante: „Märchen, was würdest du sagen, wenn dir der Storch ein Wunderchen brächte?“ — Märchen: „Ach, ich kriega ja feins mehr.“ — Tante: „Woher weißt du denn das?“ — Märchen: „Na, weil Papa neulich meinte: Es giebt keine Kinder mehr.“

Wissenschaft. Kunst. Literatur.

Die Redaktion der Deutschen Militär-Musiker-Zeitung veröffentlicht soeben ein Werkchen: Die Deutsche Militärmusik auf der internationalen Musik- und Theater-Ausstellung in Wien 1892 in Bildern. Die hübsch ausgestatteten Bilder, 16 an der Zahl, in Leinwand und Reproloform, werden den Abnehmern von der Deutschen Militär-Musiker-Ztg. in Berlin SW, Dersauerstr. 22, gegen Einzahlung von 1.00 M. geliefert. Da dieses Album nicht nur geschichtlichen Werth hat, sondern da auch der Ertrag für einen wohlthätigen Zweck, den Unterhaltungs-fonds für Deutsche Militär-Musiker bestimmt ist, dürfte die Anschaffung umso mehr zu empfehlen sein.

Bei der unmiittelbar bevorstehenden Reisezeitung wird die soeben im Verlage von H. V. Rohne in Weidach erscheinende Neueste Karte von Litzo und Vovarrberg für alle Alpenwanderer eine hoch willkommenen Reiseleit. Die Karte, im Maßstabe von 1 : 400,000, ist vortreflich ausgeführt, giebt ein klares Bild des Landes, und die Schrift ist von einer Deutlichkeit, wie wir sie nur auf wenigen Karten gesehen haben. Wir können diese neue Karte als eine höchst willkommene und zweckgemäße Erscheinung begrüßen. Der billige Preis (2 M.) macht sie jedem erreichbar.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl vorbehalten:

Heißsame Erinnerungen aus der Franzosenzeit. Von Prof. Dr. R. Janßen. (Hilf, S. Gerdau.) Mit Prinz Friedrich Karl. Kriegs- und Jagdfahrten und am häuslichen Herd von Heros v. Dörde. (Berlin, W. Rittel.)

Das Hohe Lied. Ein Vortrag nebst Uebersetzung von Dr. S. B. Hochstein. (Halle, W. Mühlmann.) Wörterbuch der Sankelsprache. Deutsch-Englisch. Von W. Eigen. Erste Lieferung. W. M. (Leipzig, S. Baesfel.) Wegkarte vom Meisen- und Jiesgebirge, herausgegeben von S. Straube. Br. 30 Pf. (Berlin, J. Straube.) Illustriertes Führer durch Hamburg und die Nordseebäder. Von Storm und Willipp. (Hamburg, Verlagsanstalt.)

Winte für Vadequäle des Seebades Nordsee. 15. Jahrgang. (Nordsee, Dieb. Soltau. Br. 50 Pf.)

Der Arzt scheint eine etwas sehr vorsichtige Natur zu sein."

Die Malibran antwortete nichts. Sie wußte zur Genüge, daß es unmöglich war, sich dem einmal ausgesprochenen Willen ihres Gatten zu widersetzen, und um ihn nicht zu erregen, setzte sie sich still an das geöffnete Fenster.

Eine Viertelstunde mochte sie so geistlich haben, als plötzlich ließ sie eine Geige an ihr Ohr schlagen, die sofort einen Meister des Instrumentes verriet.

Geplant lautete sie dem Spiele, das jetzt voll und kräftig zu ihr herniederklang. Wie fasciniert saß sie da und blickte auf ihren Gatten, der sich von seinem Lager aufgerichtet hatte und eben so wie sie dem wunderbaren Spiele lauschte.

Keines von ihnen rihrte sich. Ganz aufmerksam lauschten sie, bis das Spiel zu Ende war.

Dann aber löste es sich von ihnen wie von einem Banne, und schnell aufspringend, eilte die Malibran zur Glocke, um einen Angestellten des Hotels herbeizurufen.

"Wer spielte eben die Geige in diesem Hause?" fragte die Malibran, als ihr der Diener antwortete.

"Das war Herr Bull," entgegnete dieser.

"Was hat es mit diesem Herrn für eine Bewandnis?"

"Ich weiß nur das eine: Er spielt die Geige und hungert."

"Führen Sie mich sofort zu diesem Herrn!"

Wenige Augenblicke später stand die Sängerin vor dem jungen Künstler, der kaum begriffen hatte, um was es sich handelte, mit tausend Freuden darauf einging, dem erkrankten Violoncellisten zu vertreten, und am Abend für ihn im Konzert zu spielen.

Der Abend rückte heran und dichtgedrängt harrete die Menge, um die entzückende Sängerin Maria Malibran und den jungen Geigenkünstler zu hören, der, wie die Zettel an allen Straßen-

eden verkündeten, für den plötzlich erkrankten Violoncellisten die Geige einzutreten.

Vanter, rauschender Beifall hatte der Sängerin gekostet, die jetzt, nachdem sie sich immer und immer wieder dem hingestirnten Publikum gezeigt hatte, auf Die Bühne trat und den in Gedanken Verunkenen darauf aufmerksam machte, daß sein Part komme.

Mit fester Entschlossenheit ergriff der junge Künstler die Geige, die ihm Violoncell heute nachmittags geliehen hatte. Dann trat er hinaus auf das Podium, wo die Augen vieler, unendlich vieler fremder Menschen sich auf ihn richteten.

Langsam setzte er das Instrument an das Kinn. Einen Augenblick zögerte er noch, dann klangen die ersten Töne durch den Saal.

Es war ein herrliches Instrument, was er spielte. So schön, wie er noch keines in den Händen gehabt hatte. Wie Engelsstimmen erklangen ihm die Töne, die er dieser Geige entlockte, und ganz in sein eigenes Spiel verjungen, merkte er gar nicht, wie andächtig, ja verzückt das Publikum lauschte.

Jetzt hatte er aufgehört zu spielen. Aber keine Hand rihrte sich, ihm Beifall zu flätschen. Das Publikum war noch zu sehr in dem Banne, den sein Spiel ausübte. Dann aber brach es los. Wie ein Orkan rauschte es durch den Saal. Das Publikum, Damen wie Herren, jauchzte ihm zu, und immer wieder mußte er sein Spiel wiederholen; bis es sich endlich zufrieden gab. Nennmal mußte er ein und dasselbe Stück spielen; dann erst entließ ihn die aufgeregte Menge.

Von diesem Abend an datirt De Bull's Ruf. Von Florenz zog er nach Paris, wo man ihn sehr bald verzögerte; und von Paris bereiste er dann die ganze civilisirte Welt. Ueberall gefeiert wie nur wenige Geigertöne vor oder nach ihm.

### U l s i l o .

Von Reinhold Herrmann.

(Schluß der Fortsetzung.)

Rosenzeit — selige Zeit! Auch die Straßen der Unsterblichkeitsstadt U. wissen davon zu sagen; sie sind von früh bis spät durch die verchiedenen Arten des Bruder Studio belebt und am dichtesten dort, wo man das süffigste Bier identisch. Hier ist es, wo der Sohn der alma mater mit dem Bürger am ehesten fraternisirt. Schwelende Skandaltypen und lachende Mädchenaugen zucken das Ständebrotwein in pöblichen Gemeinfinn um, bis alles schärfert und lacht und das übertrügliche Bier vielen den Rest giebt.

Es war gegen Abend, das Tageslicht noch nicht völlig vom Himmel verschwunden, als ein Kolonnen durch die Stadt fuhr, auf dem langgestreckt zwischen Koll und großen Säulen gebettet, die anscheinend leblose Gestalt eines Subditen lag, der über seinem formelhaft eleganten Anzug die Farben einer Verbindung trug, über die es im hohen Rath der Väter des städtischen Gemeinwohls schon häufig zu recht schmutzigen Erörterungen gekommen war.

Das rasende Gefährt mit seinem seltsamen Ladegut erregte allerwärts Aufsehen und theilweise lautes Gelächter, das immer allgemeiner wurde, je mehr man sich durch die unbemerkte Miene des Reifens dieser gemischten Zuhre zu der richtigen Ueberzeugung beehrte, daß es sich hier um die ganz gewöhnliche Erscheinung eines Betrunknen handelte, der zufällig ein Studirender war und nur durch die selbst sehr angezeigte Stimmung seiner Kommilitonen, die sich einen Uff machen wollten, auf so seltsame Art in seine Behauptung befördert wurde.

Der Witzig hatte sich frühlich bis zum Uebermaß hinausplagern lassen zum Abergarten Humboldtsgarten von Thor; er und seine Brüder in Uppoll, einer hinter dem andern, im Gänsemarsch, eine lange, schier endlose Reihe wackriger Gestalten, waren sie durch die Stadt gezogen, Uffilo, wie sein Spitzname lautete, allen voran, am Rathhaus vorüber. Schäumende Neben voll funkelnden Geistes und rauschender Augenlust waren gehalten, bessere Smollis getrunken und domnende Sochs ausgebracht worden. Und schließlich war Uffilo auf den Tisch gestiegen, hatte den Reigenbater wie einen Antifisch in die Luft gehoben und mit kräftiger Stimme einen Dummgeiz eigener Schwärze angeklammert:

O heil'ger Geist von Gerstenkorn,  
Wir lehren gerne bei dir ein,  
Du Lust- und Weisheitsquelle.  
Du Himmelskron, der nie verzieht,  
Du Himmelsgeist, der nie verzieht,  
Du machst den Schädel heile.  
Und machst das Herz vergnügt."

Und alle hatten mitgeungen und ungläubliche Mengen Bier getrunken. Der vollen Humpen in der Faust, waren sie dann nach dem Biergarten gezogen, um zu Dreien oder Vierern, oder auch einzeln, ganz wie es der Zufall wollte, an den Tischen von Bekannten niederzusetzen, überall frohe Laune schaffend und der Whistler nicht achtend, die auch hier in diesem formelhaften Zempel des Gambrians nicht fehlten — Wäzler im Reich der Freude, wie in jedem andern, das sie nicht regierten. Uffilo, der niemand unter den Wäzler kannte, war bereits in die Stimmung gekommen, wo er sich mit der ganzen Welt betruendet glaubte. Etwas zu viel vom Geist des mächtigen Biergottes war auf ihn, den ganz und gar langstirnigen übergegangen, und so schmanzte er unter der Menge der übrigen Gäste unruh, nach einem menschlichen Wesen suchend, das seiner Ausgelassenheit standhielte.

Die hohe Gestalt mit dem commentaräßig verhärteten Haar und Bart munterte übermüthig die nächste Umgebung, als sie plötzlich ganz dicht an ihrer Seite einer kleinen Gesellschaft ansäßig wurde, drei Damen und zwei Herren, die sich her nicht einem Gespräch des typischen Treibens an die sich her gar nicht geachtet hatten. Mit einem Schritt nach Uffilo bei ihnen und sagte laut, indem er den Reigenbater, womit er vorhin als schnell improvisirter Rasselmeister intaktir hatte, über oder den Tisch zwischen die Gläser legte und das volle Seidel Bier mit der Rechten grüßend schwenkte:

"Servus, verehrliche Mitgäste! Ich erlaube mir Ihnen in der allgemeinen Freude dieses Sommerfests ein Ganzes zu bringen."

Und er leerte den Humpen mit einem Zug. Sein Augen blickten ihm ziemlich unangenehm überdacht in das in trunkenen Erregung ihnen entgegenstehende Gesicht; zwar sogar mit offenem Munde, und die zwei jetzt gehörten einer Dame, die im Augenblick, wo Uffilo sie und ihre Begleitung anbrach, mit einer Geißel des Eckels und unvorhobener Entkräftung den dunkeln Hohlzieher zurückschlag und ein Ausblick zeigte, das eine stolze Frauensoldaterei offenbarte, vor deren flammenden Wänden Uffilo's Redebest blüßte Halt machte — allerdings, um im nächsten Augenblick mit einer sehr aufsteigenden Welle sinnlichen Gefällens verdoppelten Anlauf zu nehmen.

Schönes Fräulein, denn das sind Sie unbestritten heiles," begann er zu ihr gehend. Aber ein "Ruf" des Gegenüberdes seiner mehr gefallenen als gesprochenen Einladung unterbrach ihn, und so viel unzufällige Verachtung lag in dem wunderbaren Klänge der Stimme, welche es gerufen hatte, daß er trotz seines Zustandes ganz blaß wurde. Doch gleich darauf gewann die unelige Trunkenheit wieder die Oberhand und übermannte ihn — er brach in ein tolles Gelächter aus, so daß einzelne in der Nähe sitzende Gäste

sich voller Spannung herzubräugten. Vergebens suchte einer der Herren zu vermitteln.

"Kommitionen!" brüllte Uffilo. "Euer Bischof ist von einer Dame beleidigt worden als er ihr huligen wollte; aber euer Bischof verzehrt ihr. Die Liebe ist eine Geißel, langdärrig und von jeder Dummheit, aber sie ist ein Sammeltrieb, das in reinem Eifer die höchsten Hellen überwindet — warum nicht auch die Ungnade einer schönen Frau? Euer Bischof weiß das und bebauert sein Gölthat!"

Das Liebrige ging verloren in den draußenen Gohs- und Durcharufen, womit die über den Gärten verstreuten Corpsbrüder sich um Uffilo schloren. Es war ein unbedenklich lärmvoller Auftritt. Uffilo das Auftreten eines Konstablers stellte die verhältnismäßige Ruhe wieder her und begünstigte den eiligen Aufbruch der kleinen Gruppe, die so unfernwillig das Opfer solcher Streiche des Biergottes gewesen war.

Diese Nacht war auf die Unsterblichkeitsstadt herabgekommen und Uffilo, den man auf so lächerliche Weise in seine Behauptung geckoß, schielte den Schlaf des Gerechten. Die kleine Kommande im vierten Stockwerk einer kleinen Seitenstraße, fern von Tummelplätze seiner vorherigen studentischen Tollthatigkeit, hatte davon wieder. Auf dem Tische neben der Bettstatt, in welcher man den Betrunknen in voller Kleidung sich selbst überlassen hatte, lag der Reigenbater in frieblicher Nachbarschaft mit der bunten Wäzler und einem Briefe, dessen im Mondlicht, das durch das winzig kleine Fenster hereinfiel, erkennbare Fäulde in wenig schreibgeübten Zügen Uffilo's Adresse zeigte.

Stunden die unbedenklichen, schwarzen Zeichen in irgend einem seelischen Rapport zu dem Schlafenden? O gewiß! Sie sauberten, wie vom magischen Klang des nächtlichen Geiruns übertragen, in die lustigen Zusammenstellungen seines Träumens ein heimliches Bild, das ziemlich deutlich seine alternde Mutter zeigte, wie sie weinte, weinte um ihn, der leichthinnig Jahre hinbrachte, welche ihr kleines Kapital aufzehren, das sie nach dem Tode des Vaters, ihres einzigen Sohnes gewagt hatte.

Wie sie huldete, wie sie lügte, diese Straßen, und gefensicht immer weiter gletten, wie sie sättern, während sie sein Antlitz bleich und bleicher malen, wenn sich ein Stöhnen aus seiner Brust hervorbringt und sein Antlitz sich verzerrt. Es ist ein Lustspiel ohne Worte, das er träumt, mit einem traurigen Ausgang. Uffilo wird urwähig. Es ist gegen Morgen. Auf einmal fährt er auf. Die Hölle von Dämonen, die in seinem Innern losgelassen, nachdem der lustige Weberrecher entwichen, hatte ihn grimmig gefaßt.

### Bunte Zeitung.

Aus dem Privatleben der Kaiserin. Der pariser "Figaro" druckt aus der "Wall Mall-Gazette" einen längern Artikel über die deutsche Kaiserin in französischer Uebersetzung ab, der wenigstens, was die Person der Kaiserin und des Kaisers betrifft, durchaus humoristisch gehalten ist und manches glaubwürdige und interessante Detail enthält. Besonders die häuslichen Tugenden der hohen Frau werden hervorgehoben. Der Verfasser nennt die Kaiserin Auguste Viktoria deutsch durch Name und Erziehung, deutsch wie Milch und Blut, von adellicher Statur und kraftvollem Naturell, deutsch an Leib und Seele, deutsch vom Fuß bis zum Kopf, deutsch bis ins Mark der Knochen. Dabei sei sie eine Hausfrau durch und durch. Die Berliner haben einst über ihre Verehrerin in der Hochstund gepöbelte, da hatte der Kaiser als charakteristisches Wort gesprochen: "Es ist ihr besser, eine Frau kann Frauenhand haben, als sie in ihr Lande, aber eine Verfassungsfrage mitzuführen." — Ein für die Gegenwart höchst weises Wort! — Die Bestellung der Kaiserin Josef sei denn auch eine ihrer wichtigsten Sorgen, und der kühnere täglich der erte, mit dem sie konferirt. Er schlägt den Speisezettel vor, und die Kaiserin prüft ihn mit "minutiöser Sorgfalt". Wie selten beim Frühstück oder beim Diner etliche Anstößgerichte des Kaisers. Speisen mit französischen Namen sind charakteristisch. Die offiziellen Diners dauern je eine Stunde, eine Minute mehr oder weniger. Dabei besteht je ein Tafel für zwei Tischgäste. Strenge Anmerksamkeit ist ihnen natürlich geboten, und wer sich etwas zu schulden kommen ließe, wäre in andern Tage eines Vermerks letzters der hohen Frau gewiß, für sich selbst giebt die deutsche Kaiserin keinen Vermerk mehr an als vordem die Kronprinzessin Wilhelme ausgegeben hat. Vor einiger Tages sind ihre Kinder. Sie hüßig zu bleiben, sei der gewöhnliche Verzug. Nach Möglichkeit lude sie die unbedenklichen Soldaten-Ansinnen bei ihnen zu vermeiden. Die Gegenüber für die kaiserlichen Bräutigam werden unter den Augen der Kaiserin im Schloße selbst gefestigt. Jede Woche läßt sie aus Paris. Wien und London kurze Prospekte und Weckepaper kommen. Auf ihre eigene Toilette verwendete die Kaiserin nur leidende Sorgfalt, und es ließe ihr zu sehr schmeicheln mit der Behauptung, daß sie das Scepter weiblicher Eleganz in Händen habe. Sie habe im Gegenwärtigen eine gewisse Vorliebe für sehr lebhaftes Farben und glänzende Stoffe. Einmal, als der

Bild starrte er um sich — der Traum war zu unheimlich gewesen. Er mußte sich erst fassen, erst klar denken. Das ging jedoch, aber es ging. Er war ja ein starrgeistiger Mensch. Dann erhob er sich langsam, machte Licht und begann seine Toilette. Ach ja, der Brief! Er wollte geleien sein. Gleichmäßig, nach halb schmerzhaft erbrach er ihn und las. Und je weiter er kam, desto bleicher, desto bestärkter, desto mächtiger wurde seine Miene.

"Mein lieber Sohn, wir haben in den letzten Tagen lebhaft an dich gedacht und ich habe viel von dir geschprochen. Bei Ouel Robert sind Gäste eingeladen, die über unser Städtchen nach K. wollen und wahrlich nicht werden sie auch dich zu sich bitten, da Ouel ihnen gesagt hat, daß du dort studirt. In seiner späßigen Weise folgert er aus diesem Besuche etwas sehr Herzliches, vielleicht dein Leben Entschendendes für dich, indem er deinen guten Belchmad (so bittet er mich, dir mützlich zu schreiben) auf eine junge, blendenhöfische Dame verweist, die in Gesellschaft ihrer verheirateten Schwestern und anderer Brüder diese Meile mitmacht."

Und darunter stand, nach eiflichen guten Rathschlägen der Mutter, die Uffilo überlag, von des Ouel's eigener Hand geschrieben:

"Sunge, mache meiner Cheprofuratur für dich keine Schande an dich gemacht und ich habe dir viel von dir geschprochen. Sie ist eine kleine reiche Partie und ich habe dir den Wunsch nach dir mächtig gemacht, indem ich deine geistigen Eigenschaften bedeutend herausstrich — du verzehst mir das bischen Bude — und ihr deine letzte Arbeit vorlas, mit der du glücklich durch's Examen bist. Bereite dich auf ihren Anblick etwas fleißig vor, d. h. ich auf das Bild, das ich dir hier als Angebinde sende; ich habe es, beiläufig gesagt, Othid zu diesem Zweck bittet, damit du vor der Lebenden nicht siehst, wie weiland Kafal, Timurus Sohn, vor Turanbot:

"Sieh her und bleibe deiner Sinne Meister."

Uffilo sah das Bild hervor, das, unter den Tisch gefallen, auf der Diele lag — ein Bild, und das Blut entfüllte den Hüben, die es hielten. Uffilo schwank nicht mehr hin und her, er hielt unbeweglich. An seinem Gesichte siehden die Freuden vorüber, denen er alles geopfert: Jahre, Geld, ehregeiziges Streben und nun auch die Liebe. Denn das Frauenbild, das ihm in lichtvoller, entzückender Schönheit entgegenstrahlte, war die Fremde aus dem Gambriansgarten.

Kaiser in Wien gewesen, habe er seiner Gemahlin eine Robe mitbringen wollen und dabei den Rath der Kronprinzessin Stephanie eingeholt. Als die Robe getroffen war, lag der Kaiser, daß eine zwei Meter lange Schleppe am Reide, war und sagte: "Dies Kleid wird die Kaiserin nie tragen können, oder es ist insofern in Eüde gerissen; es bängen ja immer vier oder fünf Jungens an ihren Hüden!" — Zum Schluß theilt der Verfasser mit, daß die Kaiserin jeden Abend ihre Erlebnisse in ein verschließbares Tagebuch einträgt, dessen Schlüssel sie nie aus der Hand giebt. Mit dem Jahresabschluß findet dieses Tagebuch seines Platz im Vreitolenschrant der Kaiserin. Selbst der Kaiser darf keinen Blick in die Blätter werfen, in welchen die Kaiserin Auguste Viktoria die intimsten Gedanken ihres Lebens niederlegt.

Für solche, die dem Uberglauben in Bezug auf Zahlen oder Namen hulbigen. Im Hinblick auf das traurige Geschick des Schiffes "Victoria" und seiner Mannschaft dürfen die folgenden Hellen augenblicklich von Interesse sein. Seit der Abreise des Kaisers von Hannover haben viele nach den Mitgliedern der königlichen Familie benannte Schiffe mit mandem Uffilo zu kämpfen gehabt. Das Schiff "Prinz Georg" verbrannte in 1788 und 400 zu Mannschafft gehörige Personen kamen dabei ums Leben. In 1789 sank das Schiff "Der königliche Georg" und 600 Mann ertranken. In 1798 wurde der "East Indiaman Royal Charlotte" mit einem höchst großen Verlust von Menschenleben in die Luft gesprengt. In 1806 und 1807 gingen die dänische Badedboote "König Georg" und "Prinz von Valer" verloren, und ein großer Theil der Mannschafft ertrank. In 1818 ging das Schiff "Die Königin Viktoria" nicht weit von Madras mit der gesamten Mannschafft unter. Das Dampfschiff "Albert" erlitt Schiffbruch in 1843; die an Bord sich befindenden Soldaten des 64. Regiments wurden in einer wunderbaren Weise gerettet. 1862 ging die "König Adelade" in Sicht von Marquae unter: 400 Menschenleben gingen dabei verloren. Später wurde die "Victoria" umweit 67 Personen an Bord der "Königin Viktoria". 1888 ertranken entlassen sich wohl noch, daß die "Prinzessin Alice" umweit Woodwith mit einem andern Schiffe in Kollision gerieth, wobei 700 Menschen ertranken, und daß in 1881 das Schiff "Victoria" auf der Zembel, strandete, ein Unglück, das 700 Menschen das Leben kostete.